

Im Leiden beistehen

Wenn jemand trauert oder sehr verzweifelt ist, wie kann man diesem Menschen in seinem Unglück beistehen?

Die Bibel erzählt von drei Männern, die ihren gemeinsamen Freund in seiner tiefsten Krise aufsuchten, um ihn zu trösten. (Hiob 2,11-13) Der Freund hieß Hiob.

An einem Tag brach seine Welt zusammen. Er verlor sein Hab und Gut, und seine zehn Kinder starben bei einem Unfall. Sein Leben geriet aus den Fugen. In seinem Unglück wurde Hiob auch noch krank. Er bekam Geschwüre am ganzen Körper, und da saß er nun vor seinem Haus im Staub. Seine Frau litt genauso wie er unter dem Verlust, aber das Unglück trieb einen Keil zwischen sie und ihren Mann.

Wie das Leben weiter gehen sollte? Das konnte Hiob nicht sagen.

Hiob brauchte Hilfe.

Da tauchten sie auf, die drei Freunde: Sie wohnten über das ganze Land verstreut und hatten sich verabredet, um Hiob gemeinsam zu besuchen. Sie sahen ihn, am Boden zerstört. Kein großes Hallo, kein Festmahl. Das schiere Elend. Was sollten sie jetzt tun?

Sie taten, wonach ihnen in diesem Moment zumute war, sie verstellten sich nicht. Die Bibel erzählt: „Sie erhoben ihre Stimme und weinten, und ein jeder zerriss sein Kleid und sie warfen Staub in den Himmel und saßen bei Hiob auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte. Sie redeten nichts mit ihm; denn sie sahen, dass der Schmerz sehr groß war.“

Sicherlich hatte Hiob schon zuvor Besuch bekommen: von den Nachbarn, von Cousins und Bekannten. Sie überbrachten ihr Beileid: „Wie schlimm das ist, was du erlebt hast, du und deine Frau!“ Sie gaben ihm die Hand, wussten nicht, was sie weiter sagen sollten und dann gingen sie wieder.

Andere versuchten es mit guter Laune und wollten Hiob aufmuntern: „Kopf hoch!“, sagten sie, „Wird schon wieder. Muss ja wohl, oder? Die Sonne wird in deinem Leben wieder scheinen!“ Und dann redeten sie noch ein bisschen vom Wetter und von ihren Kindern, und dann wechselten sie noch einmal schnell das Thema, und dann gingen auch sie.

Wieder andere kamen gar nicht, weil sie glaubten, dass sie nur stören.

All das half Hiob wenig.

„Manchmal habe ich den Eindruck“, sagte mir ein Patient auf der Krebsstation, „meine Besucher wollen sich selber aufheitern, wenn sie mich hier so sehen. Deshalb quasseln sie sich um Kopf und Kragen.“

Das Leiden des anderen auszuhalten ist schwer.

Hiobs Freunde saßen da, sieben Tage und Nächte lang. Sie hielten den Mund, schwiegen, weil es nichts zu sagen gab. Garantiert fühlten sie sich hilflos. Aber sie waren geblieben, und Hiob blickte wohl oft auf, um zu sehen, ob die Freunde noch da waren, bei ihm. Bis es Zeit war zu reden.